

Warum ich fast nie zum Doktor gehe

Brigitte Häring

Ich bin eine von denen, die fast nie zum Doktor gehen. Nur, wenn es unbedingt sein muss. Und selbst dann rufe ich – eine mittlerweile schon länger nicht mehr in den Zwanzigern stehende und daher doch schon ziemlich erwachsene Person – bei den Eltern an, klage mein Leid und frage, ob sie einen Arztbesuch für angebracht halten. Und erst, wenn auch noch fünf Freundinnen und Freunde dazu geraten haben, gehe ich dann. Nicht, dass ich etwa Angst davor hätte wie vor dem Besuch beim Zahnarzt. Oder beim Coiffeur als Kind (heute finde ich Coiffeurtermine herrlich, aber das ist eine andere Geschichte). War ich dann nämlich einmal da, in der wunderbar liebevoll eingerichteten, in einem Chalet beheimateten freundlichen Praxis meiner Hausärztin (die mich wohl, da ich so selten kam, nie wiedererkannte), war's meistens gar nicht schlimm. Meistens. Denn zwischendurch gab es immer wieder Momente, in denen etwas geschah, das mich an den hehren Motiven der Ärztezunft, den Menschen Gutes tun zu wollen, zweifeln liess. Gibt es da manchmal eine heimliche Freude am Quälen? Ist es gar Sadismus, der da ab und zu aufblitzt? Ja, ein Sadismus, der scheinbar zeit- und völkerübergreifend ist, ein Sadismus, dem sich schon Lewin aus Tolstois «Anna Karenina» ausgesetzt sieht, als er im Moment höchster Not (seine Frau Kitty liegt in den Wehen) zu seinem Arzt eilt, um ihn zu holen. Unerhört, wie ihm da geschieht: Der Arzt schläft erst einmal aus, zieht sich dann eine Viertelstunde lang an, bestellt beim Diener den Morgenkaffee und begrüsst schliesslich den vor Aufregung schon halbtoten Mann:

«Sie kommen also gleich?», fragte Lewin mit einem grimmigen Blick auf den Diener, der der Kaffee brachte. «In einem Stündchen.» «Nein, um Gottes willen!» «Nun, dann lassen Sie mich wenigstens meinen Kaffee trinken.» Der Arzt machte sich an seinen Kaffee. Beide schwiegen. «Die Türken bekommen aber ordentlich Hiebe. Haben Sie die gestrigen Telegramme gelesen?», fragte der Arzt, seine Semmel kauend. «Nein, ich kann nicht mehr!», sagte Lewin und sprang auf. «Sie kommen also in einer Viertelstunde?» «In einer halben Stunde.» «Ehrenwort?»

Wenn das kein Sadismus, keine psychische Folter ist! Ich weiss nicht, ob es bei mir als Kind schon Vorkommnisse gab. Das erste Indiz für eine latente Fol-

terlust meiner Ärztin hatte ich, als sie mir bei Magen-Darm-Grippe den Magentee eines gewissen Heilteeherstellers verschrieb. Erst noch glücklich, vorerst keine Pillen schlucken zu müssen, sondern Teeli trinken zu können, war ich beim ersten Schluck überzeugt: Irgendwann musste ich meine Ärztin schrecklich beleidigt haben. Sonst hätte sie mir nie, nie ein Rezept für dieses Höllengebräu ausgestellt. Es kam schlimmer. Als ich nach Tagen voller Schmerzen wegen eines verletzten Handgelenks endlich wieder einmal meinen Vater am Telefon fragte, was er von einem Besuch bei unserer Ärztin halte, bekam ich den Bescheid, es gebe die Praxis nicht mehr! Einfach aufgehört zu praktizieren hatte sie, dabei war sie noch gar nicht im Pensionsalter! Ein weiterer kleiner sadistischer Akt gegen mich. Nun musste ich mich nämlich wieder neu umsehen, und das, obwohl ich mich trotz des Magentees so an sie gewöhnt hatte.

Jahre vergingen, und ich zog für einige Zeit ins Ausland. Für Notfälle war ich versichert und hatte mich auch schon umgesehen, wo ich denn hingehen könnte. Genau gegenüber meiner Wohnung war ein Ärztehaus mit allem drin, was man so braucht. Ich konnte den armen Leuten auf dem Zahnarztstuhl oder dem Behandlungsschragen zugucken. Und war glücklich, denn zuschauen ist bekanntlich immer schöner (Ich liebe auch Arztserien!), und selber würde ich sowieso nie da hineingehen ... Weit gefehlt. Schon im zweiten Monat meines Aufenthaltes quetschte ich meinen Finger dermassen fest, dass eigentlich ein Besuch beim Notarzt angebracht gewesen wäre. Natürlich verging trotzdem eine Nacht, und natürlich folgte trotzdem das obligate Telefongespräch mit meinen Eltern («Du musst wirklich sofort auf den Notfall, wer weiss, er könnte ja gebrochen sein!» – «Gebrochen, bei mir? Nein, sicher nicht, nur etwas fest gequetscht.»), bis ich am näch-

Brigitte Häring, geboren 1971, studierte an der Universität Basel Germanistik und Geschichte und arbeitet momentan mit einem Forschungsstipendium in Berlin an ihrer Dissertation zu Gottfried Kellers «Sinngedicht». Sie schreibt regelmässig Filmkritiken für die «Basellandschaftliche Zeitung» und das Internetportal mybasel.ch. Als Koautorin und Mitherausgeberin veröffentlichte sie bei Books on Demand den Projekt- und Tagungsband «Buchstaben, Bilder, Bytes. Das Projekt Wahrnehmung» (2004).

sten Morgen nach einer schlaflosen Nacht durch die gegenüberliegende Tür marschierte. Ein netter Arzt, sehr mitfühlend, behandelte mich. Erzählte mir schonend vom zweifachen Bruch, und ich hatte schon fast meinen Glauben an das Gute im Arzt wiedergefunden. Doch dann hielt dieser Mensch plötzlich ein langes, dünnes, spitzes Ding in der Hand, mit dem er ein Loch in meinen Fingernagel bohrte. Bald schon wurde mir komisch, und ich musste mich hinlegen. Mein Arzt, unbeeindruckt, setzte nun ebenfalls auf psychische Folter: «Schauen Sie nur her, es sieht aus wie Himbeersirup!» Und zu diesem Menschen musste ich nun zwei Wochen lang fast jeden Tag zur Nachkontrolle und zum Verbandwechseln gehen! Ich schwor mir nach geglückter Heilung (begleitet von weiteren bösen Momenten, in denen er zum Beispiel meinen abfallenden Nagel hochhob, nur um ein bisschen darunter zu schauen), nie wieder auch nur einen Fuss in dieses Haus zu setzen. Eine starke Erkältung, eine verlorene Stimme und Schmerzen im Brustkorb (flüsternd: «Papi, wie fühlte es sich an, als du deine Lungenentzündung hattest?» – «Geh sofort zum Arzt!») machten diesen Vorsatz zunichte. Diesmal nicht Erdgeschoss, sondern vierter Stock. Links ORL, rechts Psychotherapie. Ob ich mich gleich nach rechts wenden sollte?

Nein, es ging ja darum, mir von diesen Halbgöttern meine Stimme wieder herzaubern zu lassen, damit ich zwei Wochen später mein Chorkonzert singen konnte. Und bei einer Erkältung konnten die ja nichts Schlimmes tun, ausser meinen Rücken abzuhorchen, mich husten zu lassen, etwas auf Backen und Stirne herumzuklopfen und mir einen Holzspatel auf die Zunge zu legen und mich «Aaah!» sagen zu lassen. Dachte ich. Als ich dann dasass, mit einem zirka zwanzig Zentimeter langen, verkabelten Metallstab im Mund, der bis hinter mein Halszäpfchen reichte, gegen ständigen Brechreiz kämpfte und gleichzeitig einen hohen Ton singen sollte, wusste ich es besser! Neben mir knisterte es bei meinen hilflosen Versuchen auf einem seltsamen elektronischen Gerät und machte Kurven und Zeichen. Ich war auf einem Folterstuhl gelandet! Und als ich schliesslich schrie «Ja, ich bin eine Hexe, bitte verbrennt mich endlich!», da wurde ich mit der freundlichen Ermahnung, die ganze nächste Woche nicht zu sprechen, entlassen. Mit vielen Tabletten, Tees und Tröpfchen aus der hauseigenen Apotheke verliess ich dieses Haus und habe es seitdem nie wieder betreten. Lieber braue ich in meiner Küche Kräutersud und Hexentee, als dass ich zum Doktor gehe!